Mahmud zu vereinigen. In England hat man diese Nachricht mit großer Genugthuung, und zwar mit vollem Rechte, aufgenommen, denn nun steht der Weg von Abu Hamed nach Berber zu Wasser ganz offen, ferner ist dadurch die alte Handelsstraße von Suakim nach Berber wieder frei geworden, und bereits wird der im vorigen Jahre aufgetauchte Plan einer Eisenbahn zwischen den beiden Orten wieder hervorgeholt. Das Wesentlichste bei dem Rückzuge Osman Digma's nach Süden ist der Umstand, daß es nun den Briten leichter möglich werden wird, Kassala noch in diesem Jahre gemäß den Abmachungen mit Italien zu besetzen. Ob aber dieser Besatzungswechsel thatsächlich erfolgen wird, muß füglich noch bezweifelt werden. In England nimmt man an, daß sich Osman Digma bei Metämme und Schendi am Nil, nördlich von Khartum, verschanzen wird, da man bei der Vertheidigung von Abu Hamed erkannt hat, daß die Mahdisten heute noch hinter Verschanzungen die besten Dienste leisten. Der Khalifa Abdullahi in Omdurman führt also seinen Plan, seine Streitkräfte von den Außenposten zurückzuziehen und sie in der Nähe von Khartum zu sammeln, immer mehr durch. Von England aus treibt man den Sirdar Kitchener nun schon mit aller Kraft an, möglichst schnell nach Berber vorzurücken und seine Kanonenboote darüber hinaus vorgehen zu lassen, um Osman Digma zu verhindern, weiter flußaufwärts Befestigungen anzulegen. Wenn es auch selbstverständlich ist, daß die egyptische Armee und die englischen Kanonenboote bis nach Berber vorrücken und diesen wichtigen Ort besetzen, so gilt es bei allen Fachleuten doch für ausgeschlossen, daß man darüber hinauskäme. Schon die Thatsache bildet ein Hinderniß, daß der Nil im September zu fallen beginnt. Khartums Besetzung bleibt also einer späteren Zeit vorbehalten. Immer aber haben die Engländer, wenn auch ohne ihr eigenes Verdienst, doch einen größeren Fortschritt gemacht, als sie selbst dachten, denn nach den Aeußerungen der Minister hatte man 1897 nur die Einnahme von Abu Hamed im Auge.

Die Absichten Englands auf **Südafrika** treten augenblicklich etwas mehr in den Hintergrund, weil die Entwickelung der Dinge an der Nordwestgrenze Indiens es den Londoner Staatsmännern wünschenswerth macht, ihre Actionskraft und Actionsmittel nicht zu sehr zu zersplittern. Für die Boeren wird der theilweise Waffenstillstand, zu dem die Verleumdungs- und Verdrehungskunst der englischen Südafrikapolitiker sich ihnen gegenüber genöthigt sieht, hoffentlich ein Ansporn sein, ihre Wachsamkeit zu verdoppeln, denn man kann sich mit mathematischer Gewißheit darauf verlassen, daß, was von den Engländern in Südafrika jetzt etwa versäumt werden sollte, später doppelt und dreifach nachgeholt werden wird. Denn nach wie vor ist kein Gedanke daran, daß England auch nur das Geringste von seinen Machtanmaßungen aufgeben werde, im Gegentheil, die officiellen Persönlichkeiten des Kaplandes, Natals und anderer englischer Colonien lassen keine Gelegenheit unbenutzt, um vor der weitesten Oeffentlichkeit zu betonen, daß die englische Rasse in Südafrika die allein zum Herrschen berufene sei. Daraus folgt ohne Weiteres, daß für das Boerenthum in dem Rahmen der südafrikanischen Zukunftsorganisation nur eine dienende Rolle übrig bleibt. So hielt dieser Tage der Premierminister von Natal, Mr. Escombe, vor einer stark besuchten Wählerversammlung in Durban eine Rede, in welcher er den britischen Colonialminister mit vollen Backen pries. Herr Chamberlain, dessen verdächtige Rolle in dem Rhodes-Jamesen Grenzeinbruch nach Transvaal durch die Comödie der Untersuchungscommission des englischen Unterhauses klar erwiesen ist, wurde trotz seines Reinigungseides und der vom Untersuchungsausschuß gut gebrissenen Zurückhaltung gerade der compromittirendsten Depeschen von Herrn Escombe als ein Biedermann und ein hervorragender Staatsmann charakterisirt. Derselbe Redner verglich die südafrikanische Republik in ihrem derzeitigen Zustande mit einer auf ihre Spitze gestellten Pyramide. Da unter dem heute in Transvaal geltenden Staats- und Völkerrecht die Boeren ihre Republik aus eigenem freien Ermessen leiten können und England nichts drein zu reden hat, so ergiebt sich die Nutzanwendung jenes Vergleiches von selbst. England gedenkt nicht eher zu ruhen, als bis die „Pyramide" der Südafrikanischen Republik auf ihre „natürliche" Basis gestellt ist, d. h. bis dort der englische Wille einzig und allein die Herrschaft ausübt. Käme es je soweit, daß die Boeren von der englischen Uebermacht vergewaltigt würden, so dürfte auch das ganze nachbarliche Verhältniß der englischen Afrikacolonien zu den anderen dort vorhandenen Besitzungen europäischer Mächte sich bedeutend ungemüthlicher gestalten als es ohnehin schon der Fall ist.

Deutsches Reich.

△ **Berlin**, 9. September. Die „Versöhnungspolitik", welche anläßlich des Aufenthaltes des Zaren in Warschau der Führer der polnischen Deputation, der Marquis Wielopolski, in der bekannten Ansprache an den Zaren inaugurirt hat, verdient besonders eine aufmerksame Beachtung diesseits der Grenze. Angekündigt ist sie ja schon seit langer Zeit und zwar bezeichnenderweise durch eine Broschüre, welche in das Lager der preußisch-polnischen Versöhnungspolitiker zurückgeht, deren intime Beziehungen zu einflußreichen Warschauer Kreisen bekannt sind. Bemerkenswerther aber noch als dieser Umstand ist die Art, mit welcher von Posener polnischen Demokratenorganen, obwohl sie unausgesetzt mit den Hof- und Versöhnungspolitikern, wie Herrn v. Koscielski, hadern, diese Warschauer Bewegung gefördert wird, selbst gegenüber galizischen Organen, die sich bitter über die Warschauer Versöhnungsaction äußerten, weil in dem Comité zwar Repräsentanten der polnischen Aristokratie, nicht aber des besitzenden und gewerbetreibenden Bürgerthums zu finden gewesen seien. So legt der Posener „Orendownik" in nüchterner Betrachtung seinen galizischen Stammesgenossen dar, die „Generale der Versöhnung" würden bald verschwinden, doch die nationale Sache auf der Bildfläche bleiben, wenn nur in Petersburg die aufrichtige Absicht vorhanden sei, Concessionen zu machen. „Das sollte Galizien doch wohl verstehen, denn es erfährt selber, was es heißt, mit der Regierung in gutem Einvernehmen zu leben. Der russische Antheil Polens stellt andere Landcomplexe, andere Millionen Einwohner, andere Lebensbedingungen dar. Heute stellt Galizien in den Augen der Polen das Land der nationalen Hoffnung und der Arbeit dar. Der russische Antheil wird etwas mehr für die nationale Zukunft sein, auch wenn ihm nur ein Theil der Freiheiten, welche Galizien besitzt, zuerkannt werden wird." Das „Königreich Polen" ist nämlich der Kern, der das „Großherzogthum" Posen und Galizien im polnischen Zukunftsreich zusammenhalten muß. Und so geht die Taktik in Russisch-Polen jetzt genau so, wie sie in Preußen ging: mit Loyalitätserklärungen, die nichts kosten, dem Klerus und Handwerker und Kleinbürger Luft zu schaffen, bis er wie in Preußen als Träger des großpolnischen Gedankens erstarkt und, wenn er sich erst einige Zeit an große nationale Bewegungsfreiheit gewöhnt hat, zu einem zähen Vertheidiger der nationalen Propaganda wird und bleibt, wenn, wie es in Preußen der Fall gewesen ist, der Krug der Versöhnungspolitiker an der inneren Unwahrheit der ganzen Action in Scherben geht. Eine Erstarkung des polnischen Nationalgedankens in Russisch-Polen wird bei dem Sanguinismus des polnischen Stammes nicht nur eine starke moralische Wirkung auf die nationale Propaganda innerhalb der preußischen Grenze ausüben, sondern gerade bei dem praktischen Zug, der die Polenpolitik jetzt beherrscht, sich auch mit besonderer Energie auf gewerblichem Gebiet und im Handelsverkehr nach Russisch-Polen äußern.

* **Berlin**, 9. September. Fürst Bismarck feiert heute das 25jährige Jubiläum seiner Ernennung zum Ehrenbürger von Berlin. Es ist bisher nicht bekannt geworden, daß der Berliner Magistrat dieses Tages gedacht hätte. Vor 25 Jahren wurde dem ersten deutschen Reichskanzler von einer Deputation des Berliner Magistrats der von Adolf Menzel künstlerisch ausgeführte Ehrenbürgerbrief überreicht. Die Deputation bestand aus Oberbürgermeister Hobrecht, Bürgermeister Duncker und Stadtrath Roth. Auf die Ansprache des Oberbürgermeisters, welcher seine Freude darüber kundgab, einem Manne wie dem Fürsten die Ernennung zum Ehrenbürger Berlins überreichen zu dürfen zu einer Zeit, welche bestimmt sei, den gegenwärtigen Frieden zu sichern, antwortete Bismarck wie folgt: Er danke für die Anerkennung, die ihm von einer Stadt zu Theil werde, welche er wohl seine Vaterstadt zu nennen berechtigt sei. Wenn er auch nicht in Berlin geboren sei, so habe er doch den größten Theil seines Lebens darin verbracht; als Knabe sei er ein Zögling der Plahmann'schen Erziehungsanstalt gewesen, und später habe er das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium und das Graue Kloster besucht. In Berlin habe er die Hälfte seiner Universitätszeit vollbracht, hier sei er Referendarius gewesen, und hier habe er als Mann manch' gutes und manch' böses Jahr erlebt. Um so werthvoller sei ihm neben ähnlichen Beweisen des Vertrauens, die er von anderen deutschen Städten empfangen, neben den Auszeichnungen, die er daher Huld verdanke, dieser Bürgerbrief. Wohl stehe er im Dienst der Höfe, sein Herz schlage aber nicht minder warm für das Bürgerthum, für die Entwickelung des städtischen Gemeinwesens. Den großen Aufschwung der deutschen Industrie und des Handels berührend, betonte dann der Fürst, wie durch die festlichen Ereignisse dieser Tage — kurz vorher hatte die bekannte Dreikaiser-Zusammenkunft stattgefunden — das Vertrauen zur dauernden Erhaltung des Friedens gestärkt werden würde. Nach allem Großen, was wir erlebt, würde es nichts dagegen haben, wenn die Weltgeschichte eine Weile stehen zu bleiben schiene. Die hohen Herren, die hier zusammengekommen seien, würden mit keiner getäuschten Erwartung scheiden. Keiner sei mit einem Wunsche gekommen, der von anderer Seite nicht hätte berücksichtigt werden können. Keine aggressive Absicht gegen irgend eine Macht, gegen irgend eine Richtung habe die Drei-Kaiser-Zusammenkunft hervorgerufen. Die freundschaftliche, persönliche Begegnung der drei Kaiser werde bei unseren Freunden die Zuversicht des Friedens stärken, unseren Gegnern die Schwierigkeit, ihn zu stören, klar machen. Das empfinde auch der Instinct der Berliner Bevölkerung, und diese Empfindung habe ihren Ausdruck gefunden in der herzlichen Weise, mit der der Berliner Bürger die fremden Monarchen empfangen habe und diese bei jeder Gelegenheit begrüße. „Der Berliner", so schloß der Fürst seine Anrede, „schlägt sich, wenn es sein muß, vortrefflich, aber lieber ist es ihm doch, wenn er zu Hause bleiben kann."

— In einem in verschiedene Zeitungen übergegangenen Berichte über die Kaisertage in Homburg und den bei diesem Anlaß in Gegenwart des Kaisers abgehaltenen Feldgottesdienst findet sich die Bemerkung, daß der Kaiser, um dem hohen Werth zum Ausdruck zu bringen, den er auf gottesfürchtiges Wesen in den Reihen seines Heeres legt, auch gelegentlich schon an Bord eines Kriegsschiffes „in seiner Eigenschaft als oberstes Haupt der Landeskirche" das Amt des Predigers persönlich übernommen habe. Die „Post" sagt hierzu:

„Diese Bemerkung dürfte auf einer völligen Verkennung der thatsächlichen Verhältnisse beruhen. Wenn Seine Majestät gelegentlich an Bord eines Kriegsschiffes den Gottesdienst persönlich abgehalten hat, so hat er dies nicht in seiner Eigenschaft als oberstes Haupt der Landeskirche gethan, sondern in der als oberster Kriegsherr der Marine, entsprechend den für den Kirchendienst auf Kriegsschiffen allgemein erlassenen Bestimmungen, nach welchen dem Commandanten jedes Kriegsschiffes, das keinen Marinepfarrer mit sich führt, die Verpflichtung obliegt, sonntäglich an Bord einen Gottesdienst mit Verlesung einer Predigt zu halten. Dieser Verpflichtung gemäß hat es sich auch Se. Majestät nicht nehmen lassen, den Gottesdienst unter Verlesung einer Predigt, die von einem dazu beauftragten Geistlichen für diesen besonderen Zweck ausgearbeitet war, abzuhalten. Dagegen dürfte es Se. Majestät sehr fern liegen, die Ausübung des Predigtamtes zu den Aufgaben des Inhabers des obersten Kirchenregiments zu zählen."

— Der Schreibfehlerteufel hat der „Voss. Z." einen bösen Streich gespielt. Sie sprach davon, daß es unrichtig sei, zu behaupten, Wilhelm I. sei „in hohem Greisenalter" zur Regierung gekommen, und fügte hinzu, daß er doch mit 58 Jahren Regent, mit 61 Jahren König geworden sei. Thatsächlich ist König Wilhelm mit 61 Jahren Regent, mit 63 König geworden. „Hohes" Greisenalter ist das natürlich auch nicht.

— Wie die „Frkf. Ztg." aus guter Quelle vernimmt, „besteht gegenwärtig keine Kanzlerkrisis". Fürst Hohenlohe bleibe im Amte!

— Unter den einmaligen Ausgaben des Etats des Reichsamts des Innern für 1898/99 wird sich auch eine beträchtlichere Summe zur Bestreitung der Kosten der Betheiligung Deutschlands an der nächsten Pariser Weltausstellung befinden. Für das laufende Jahr brauchte nur ein geringfügiger Betrag in den Etat eingestellt zu werden, weil vorläufig nur mit den Kosten solcher Vorarbeiten, die weniger Geld erfordern, wie Sammlung und Sichtung der Anmeldungen, Vertheilung des Raumes, Gruppirung und Ausgestaltung der einzelnen Kunst- und Industriezweige, sowie mit den Ausgaben für das Ausstellungsbureau zu rechnen war. Für das nächste Etatsjahr werden sich jedoch schon Vorarbeiten nöthig machen, die größere Kosten verursachen werden. Die Hauptforderungen werden sich allerdings wohl auf die Jahre 1899/1900 und 1900/1901 vertheilen müssen. Ein genauer Ueberschlag über die Höhe der voraussichtlichen Gesammtausgaben dürfte sich noch immer nicht herstellen lassen.

— Das kaiserliche Statistische Amt blickt jetzt auf eine 25jährige Thätigkeit zurück. In dem soeben erschienenen Band 101 der Statistik des deutschen Reiches wird die Entstehung und die Thätigkeit des Statistischen Amtes während der abgelaufenen 25 Jahre geschildert. Wie sehr der Umfang des Amtes gewachsen ist, ergiebt sich daraus, daß sein Etat, der für das Jahr 1872 auf nur 95 000 ℳ festgesetzt war, im Jahre 1880—81 584 000 ℳ betragen hat und 1897—98 auf 924 000 ℳ veranschlagt ist, in welche Summe die Aufwendungen für besondere einmalige Erhebungen nicht einbegriffen sind, so z. B. für die Berufs- und Gewerbezählung des Jahres 1895, deren Bearbeitung jetzt noch im Gange ist.

— Wie der Berliner „Volksztg." aus „unterrichteter Quelle" mitgetheilt wird, gedenkt der bisherige Reichstagsabgeordnete für Güstrow-Ribnitz (6. Mecklenburg-Schwerin), Graf von Schlieffen-Schlieffenberg, bei den nächsten Reichstagswahlen nicht mehr zu candidiren. An seiner Stelle werde als conservativer Candidat wahrscheinlich General Bronsart v. Schellendorf aufgestellt, der in der Nähe von Güstrow begütert ist.

— Die „Berl. N. N." schreiben: „Wie es scheint, ist jetzt das seit vielen Jahren empfundene Bedürfniß eines gesetzlichen Einwirkens zur Verhinderung der Curpfuscherei, bezw. des Betriebes der Heilkunst ohne staatliche Concession, der Befriedigung nahe gerückt. Es wird gemeldet, daß ein bezüglicher Gesetzentwurf im Cultusministerium ausgearbeitet und soweit fertig gestellt worden ist, daß er bereits in der nächsten Session des Reichstages wird vorgelegt werden können. Schon jetzt macht sich seitens der davon am meisten betroffenen „Naturärzte" eine lebhafte Opposition dagegen geltend. Es ist eine Aufforderung an die Gesinnungsgenossen verbreitet worden, worin dieselben angespornt werden, die Vertreter ihres Reichstagskreises zu einer Bekämpfung jenes Vorhabens zu bestimmen. Wir hoffen, daß dieses Bemühen den erstrebten Erfolg nicht haben werde."

— Vorgestern traf ein ausführlicher Bericht des Regierungsbaumeisters Rehbock aus Südwestafrika hier ein, der dorthin berufen wurde, um Vorstudien über Wasseranlagen zu machen. Der Bericht lautet, besonders über die südlichen Theile unserer Colonien, sehr günstig. Unter Anderem wird auch das reichliche Vorhandensein von Diamanterde — Diamanten selbst sind noch nicht gefunden worden — constatirt. Herr Rehbock trifft im Laufe des November hier ein, es sollen dann seine Vorschläge geprüft werden.

— Der kaiserliche Gesandte in Stockholm Graf Bray-Steinburg hat sich nach Stockholm zurück begeben.

* **Danzig**, 9. September. Die hiesigen Bernsteinindustriellen beabsichtigen, eine Beschwerde beim Handelsminister einzureichen, da Commerzienrath Becker die Lieferung von Rohmaterial nach Danzig untersagt. Durch diese „Maßregelung" würde der Danziger Bernsteinhandel vernichtet werden.

* **Plön**, 9. September. Durch das Ableben des Grafen Holstein wird in dem Reichstagswahlkreise Plön-Oldenburg eine Ersatzwahl nöthig. Bei den letzten Wahlen im Jahre 1893 wurden 9281 conservative, 3898 freisinnige und 3239 socialdemokratische Stimmen abgegeben. Graf Holstein wurde also schon im ersten Wahlgange mit einer beträchtlichen Mehrheit gewählt.

* **Bremerhaven**, 9. September. Die Staatssecretaire Graf von Posadowsky und von Podbielski sind heute früh hier eingetroffen. Graf Posadowsky besichtigte den Geestemünder Fischereihafen und den hiesigen neuen Kaiserhafen. Später erfolgte die Besichtigung des Lloyddampfers „Bremen", der als Reichspostdampfer abgenommen wurde. Nach einem Diner an Bord des Dampfers erfolgte Nachmittags die Rückreise nach Berlin.

* **Bremen**, 9. September. Auf ihrer Rückreise von Bremerhaven trafen die Staatssecretaire Graf von Posadowsky und von Podbielski heute Abend hier ein und folgten einer Einladung des Bürgermeisters Dr. Pauli zum Souper, an welchem auch mehrere Mitglieder des Senats sowie des Aufsichtsrathes und des Vorstandes des Norddeutschen Lloyds theilnahmen.

* **Breslau**, 9. September. Der Provinzialausschuß Schlesiens bewilligte 500 000 ℳ zur Wiederherstellung der durch das Hochwasser beschädigten Landstraßen und Brücken. Die sonstigen Schäden sind so groß, daß der Provinzialausschuß die Staatsregierung um Hilfe bitten wird.

* **Kattowitz**, 9. September. Vor dem Hause des Steigers Kirchhof von der Alfredgrube brachten Nachts streikende Schlepper eine Dynamitpatrone zur Explosion, wodurch die Vorderfront des Hauses beschädigt und die Fenster zertrümmert wurden. Menschen sind nicht verletzt. — Auf den Gruben „Jenny" und „Otto" ist ebenfalls ein Streik ausgebrochen.

* **Aachen**, 8. September. Die hiesigen Socialdemokraten haben sich in einer Volksversammlung gegen die Betheiligung an den Landtagswahlen ausgesprochen.

* **Cronberg**, 9. September. Um 7¼ Uhr trafen die italienischen Majestäten mit ihrem Hofstaat und Ehrendienst bei der Kaiserin Friedrich ein. An dem Diner nehmen auch der Reichskanzler und der Botschafter v. Bülow Theil. Um 9¼ Uhr werden sich die Herrschaften wieder nach Homburg zurückbegeben.

* **Mainz**, 8. September. Der städtische Schulvorstand hat sich in seiner heutigen Sitzung für den Antrag der Bürgermeisterei auf Einführung des obligatorischen Kochunterrichts für die obersten Mädchenclassen der Volksschulen ausgesprochen. Die Einführung erfolgt mit Beginn des nächsten Schuljahres. (F. Z.)

* **Straßburg**, 8. September. Zu der von uns mitgetheilten Verhaftung des Malers Barizet schreibt die „Straßburger Post": Barizet stammt aus Lixheim (Kreis Saarburg), wo seiner Zeit sein Vater für sich und seinen Sohn für Frankreich optirt haben soll. Aber die Option war nicht giltig, da Barizet Vater im Lande blieb, der Sohn also, der selber schon im dreizehnten Jahre Elsaß-Lothringen verlassen haben soll, gemäß Art. 108 des Code civil das Domicil des Vaters theilte. Da der Sohn es ferner unterließ, vor dem siebzehnten Lebensjahre die Auswanderungserlaubniß nachzusuchen, sondern sich der Heerespflicht entzog, wurde er nach Recht und Gesetz hier in contumaciam verurtheilt. Auch nachher hat er es verabsäumt, bei der deutschen Botschaft in Paris einen Antrag auf Entlassung aus der diesseitigen Staatsangehörigkeit zu stellen. Hätte er diese Entlassung erlangt, so hätte ihm beim Betreten reichsländischen Bodens höchstens ein Ausweisungsbefehl widerfahren können. So aber, bei dem vorstehend nach den französischen Blättern selbst geschilderten Verhältnissen, mußte, sobald er deutschen Boden betrat, einfach die Vollstreckung des diesseits wider ihn erkannten Gerichtsurtheils (Geldstrafe von 600 ℳ) erfolgen und seine Einstellung in das deutsche Heer. Dura lex, bemerkt zutreffend ein Mitarbeiter des „Matin" zu dem Falle, sed lex!

Victor nicht im Geringsten auf seine eiligen Fragen geantwortet hatte; er sog eben Alles aus seinen eigenen Fingern — seinen Redactionsfingern.

„Die Kinder, nun?" sprudelt er in seiner abgerissenen, hastigen Art weiter. „Die Perlen der Pampas — haha — sehr gut! Sohn natürlich Spieler — Spieler im großen Stil — interessant hier nämlich riesig — —"

„Es fällt ihm gar nicht ein, zu spielen!"

„Warum nicht gar, alle interessanten Leute sind Spieler von Hause aus. Also Spieler. Hat in Nizza an einem Abend eine halbe Million gewonnen und am nächsten Abend natürlich wieder mehr als das Doppelte verloren. He? Und nun noch eine picante Anekdote zum Schluß — ohne Anekdote giebt es ja keinen rechtschaffenen Zeitungsartikel. Also, bitte, sagen Sie mir rasch eine Anekdote. Ich muß sie haben — nur rasch — rasch!"

„Ich habe kein Talent, eine Anekdote zu erfinden, mein lieber Freund; Alles was ich weiß, ist, daß der Vater des Herrn de Melida ein armer Goldsucher in Chile war und daß der Reichthum des Sohnes durch eigene, rechtschaffene Arbeit und Ausdauer verdient ist."

„Vorzüglich, vorzüglich!" begeisterte sich der Redacteur, „aber das ist ja ganz ausgezeichnet. Vater hat's gesucht und nicht gefunden und Sohn hat's nicht gesucht und doch gefunden. Thun wir noch ein wenig ‚Segen ehrlicher Arbeit' an den Brei und das Ding ist fertig. Adieu, mein theuerster Freund. Ich bin Ihnen ungemein dankbar. Adieu, — in einer Stunde haben Sie einen Abdruck des Artikels in Händen. Werden Ihre Freude d'ran haben. Adieu!"

Und ohne daß Graf Victor Zeit gefunden hätte, auch nur einen Versuch zu protestiren gemacht hätte oder auch nur ein Wort zu sagen, war der Reporter verschwunden und das Interview zu Ende.

„Der wird einen schönen Klatsch zusammenschmieren!" murmelte Graf Victor vor sich hin. Er war eben im Begriffe, sich zum Ausgange zu rüsten, als ihm der Kellner abermals eine Karte brachte. Diesmal war es „Madame de Courcelles", die die Ehre hatte, vorgelassen zu werden. Die Mutter Camilla's nannte sich auf ihrer Karte „de" Courcelles, obwohl sie nicht im Mindesten ein Recht dazu hatte, und so wenig adelig als möglich war. Aber sie fand, daß es hübsch aussehe und gut empfehle, und daß es außerdem — was die Hauptsache war — nichts koste. Auch sie war dem Grafen gegenüber die Liebenswürdigkeit selbst und „hoffte zuversichtlich, daß man sie bei den Einladungen, die Herr de Melida ohne Zweifel ergehen lassen werde, nicht übergehen würde". Sie machte nicht im Geringsten ein Hehl daraus, daß sie auf eine solche Einladung deshalb einen ungeheuren Werth lege, weil sie eine vortreffliche Gelegenheit, eine ihrer Töchter vortheilhaft an den Mann zu bringen. Es fehlte wahrlich nicht viel, und sie hätte den Grafen Victor ohne Weiteres zum Heirathsvermittler engagirt.

Nachdem Frau „de" Courcelles gegangen, folgte unmittelbar der Theaterdirector von Monte-Carlo, der sich bei dem „Hausfreund" des Herrn de Melida die Frage erlauben wollte, was Letzterer zu sehen wünsche, ob er mehr Neigung und Geschmack für Oper, Ballet oder Schauspiel habe u. s. w.

Auf dem Fuße folgte dem Director der Bürgermeister von Monte-Carlo. Diesem war es natürlich vor Allem darum zu thun, den hohen Gast so lange wie möglich an die Stadt zu fesseln, damit die braven Mitbürger Zeit genug hätten, ihn weidlich zu rupfen. Er sprach von beabsichtigten Festlichkeiten zu Ehren des berühmten Gastes und würde sich „hoch geehrt fühlen, wenn er sich in dieser Beziehung mit Herrn de Melida persönlich ins Einvernehmen setzen könnte. Ob daher Graf Victor nicht die Güte haben wolle, ihn einzuführen" u. s. w.

Nachgerade war es dem Letzteren zu viel geworden, weitere Bisitenkarten und Besuche wollte er um keinen Preis mehr empfangen, und um den lästigen Besuchern zu entgehen, schlüpfte er durch sein Schlafzimmer und durch die Dienertreppe des Hotels hinunter, wobei er noch mit Schadenfreude bemerkte, daß noch eine ganze Reihe von Aufdringlingen ihn erwartete. Als er sich aber dann sicher fühlte, konnte er nicht umhin, sich erstaunt zu fragen, ob denn die ganze Welt, oder ob nur er verrückt geworden sei. Das war kein günstiger Tanz mehr um das goldene Kalb, das war ein ausgemachter Hexensabbath, ein wildes Sturmlaufen auf das Portemonnaie des Herrn de Melida. Und wenn er allein schon einem derartigen Zulauf und Andrang ausgesetzt war, was mußte erst Herr de Melida zu bestehen haben? Was mußten dort für Speculationen, Berechnungen und Zumuthungen, für Pläne, Vorschläge und Finten auftauchen, die alle nur den einen Zweck hatten, das Geld des Herrn de Melida ins Rollen zu bringen? Wohin mußte die Meinung dieses Mannes von den Menschen gerathen, was für Begriffe von ihrer Ehre und Tugend, von ihrer Ehrlichkeit, ihrer Religion und Moral mußte er sich bilden, wenn er sich mitten im tollen Wettlaufen nach dem Golde sah, der da heißt Mammon? Mußte er nicht die ganze europäische Menschheit für eine einzige ausgemachte Gaunerbande halten? Und war es ihm denn daher so empfindlich übelzunehmen, wenn er ihm, dem Grafen Victor, Geld angeboten, um ein Anrecht auf seine Gefälligkeit zu erlangen? Außerdem war es ja nicht einmal ganz so weit gekommen; es war ja nur bei der Absicht geblieben. Graf Victor fühlte sich immer mißer über die ihm anfangs so widerwärtige Angelegenheit gestimmt und erstaunte geradezu über seinen gestrigen Entschluß, die Bekanntschaft des Herrn de Melida ein- für allemal zu meiden; aber weshalb denn nur nicht? Und dann — hatte er dem Fräulein Felicia nicht halb und halb versprochen, heute zur Tafel zu kommen? Auf keinen Fall kann ja dieser an sich unbedeutende Höflichkeitsact zu weiteren Verbindlichkeiten verpflichten. Wenn er daher correct handeln wollte, wie es ihm durch seine Erziehung, durch seine Stellung und seinen Ruf zur Pflicht geworden war, so mußte er unbedingt auch Fräulein Felicia als eine Dame anerkennen und sie demgemäß behandeln. Unmöglich konnte er ihr heute etwas versprechen, was er morgen nicht hielt.

Mit einem Wort, die Strahlen des Goldes, die von Herrn de Melida ausgingen und die alle Welt blendeten, fielen auch in die adelsstarre, in Vorurtheilen aller Art großgezogene Seele des Grafen Victor. Er legte sich zwar die Situation auf seine Weise zurecht; schließlich befand er sich aber doch auf dem Wege nach dem Hotel de France, fast ehe er sichs versah.

Ein ungewöhnlich lebhaftes Treiben herrschte vor den Eingängen des Hotels, als er vor demselben anlangte. Wagen fuhren ab und zu und vornehme Herren, zum größten Theile im reichen Ordensschmuck paradirend, bemerkte er auf Treppen und Corridoren. Der Portier wurde förmlich belagert. Einer brachte Briefe, Gesuche, der Andere Bisitenkarten, wieder ein Anderer wünschte Herrn de Melida in „ganz dringenden Angelegenheiten" persönlich zu sprechen, aber der Portier wies sie Alle ziemlich energisch ab.

„Herr de Melida empfängt heute nicht", lautete die stereotype Antwort, die er auf die ihn einstürmenden Redefluthen ertheilte.

Graf Victor gab seine Karte ab.

Sofort zog der Portier seine Mütze, und indem er eine steife Verbeugung machte, sagt er devot:

„Ihre Excellenz erwarten Sie schon seit einiger Zeit."

Die Umstehenden beeilten sich, respectvoll Platz zu machen, und es waren ihrer nicht wenige, die ihm voll Neid nachsahen, als er mit dem Portier die Treppe emporstieg, um oben von Herrn de Melidas eigener Dienerschaft empfangen zu werden.

Bei dem Worte Excellenz hatte Graf Victor etwas verwundert aufgeschaut; wieso Excellenz? mußte er sich unwillkürlich fragen. Dieser Titel konnte unmöglich schon im Gothaschen Almanach stehen: aber gleichviel — man hat sich eben an Manches in der Welt zu gewöhnen, warum nicht auch daran, daß Portier und Dienerschaft vor einem reichen Mann auf dem Bauche liegen?

Herr de Melida hatte in dem überaus vornehmen und kostspieligen Hotel die ganze erste Etage gemiethet. Das mußte ihm ein horrendes Geld kosten, sagte sich Graf Victor. Man führte ihn in ein Empfangszimmer, wo man ihn um einige Minuten Geduld bat. Er hatte eine Weile gesessen, als er hinter einer geschlossenen Thür, die jedoch den Schall nur wenig dämpfte, die Stimme Felicia's hörte, die mit leicht schmollendem, vorwurfsvollem Tone ausrief:

„Aber Papa!"

„Ah bah!" hörte er diesen erwidern, „Du bist eine Närrin, mein Kind!"

Was sollte das heißen? Graf Victor hatte jedoch keine Zeit, weitere Vermuthungen anzustellen, denn schon öffnete sich die Thür und Felicia mit ihrem Vater trat in das Zimmer. Lebhaft, wie das ja überhaupt ihre Art war, begrüßte Felicia den Gast und reichte ihm dabei die kleine, sehr zierlich gegliederte braune Hand, die Graf Victor sehr correct und vornehm an seine Lippen zog.

„Ich danke Ihnen, Herr Graf, daß Sie gekommen sind, und mir damit die Möglichkeit bereiten, mich Ihnen für die gestrigen Ritterdienste erkenntlich zu zeigen. Wollen Sie mir gestatten — bitte, nicht zucken, ich werde Ihnen das Ding selbst anstecken. Aber, bitte, kein Wort und keine Bewegung! Erst lassen Sie mich fertig werden und dann versprechen Sie mir, die Nadel zu meinem Gedächtniß zu tragen!"

Sie hatte bei den letzten Worten eine Schlipsnadel aus der rothseidenen Bluse, die sie trug und die ihre feine, noch sehr jugendliche Figur ausgezeichnet kleidete, gezogen und sie flink und etwas kokett in der Cravatte des Grafen Victor befestigt.

(Fortsetzung folgt.)